

dem kommen wie aus einem langsamen englischen Roman —, weil also gelebt werden konnte, mit Inständigkeit, deprimiert das Verstummen von Sylvias Stimme für zu Haus dann, im Februar '63, besonders. Wohl mehr, als wenn verzweifelte Briefe auf den Tod vorbereitet hätten.

Die Mutter war als Empfängerin dieser in eine Kunstform gebrachten Postwirklichkeit nötig, und vielleicht versuchte die Tochter, sich selber und die Lage zu therapieren. Die Mutter in der Ferne von Boston: ein Fixpunkt. Die Mutter als Praxis war eher problematisch und zu fürchten. Die private Mutter, die das mit dieser Publikation ja wollte, ist wohl rehabilitiert. Auch gibt es für den Selbstmord niemals eine völlig ableitbare, unmittelbare Verantwortung. (Man würde dann ja übrigens eher an den Ehemann denken müssen.) Überhaupt keine Zwangsläufigkeiten erklären einen Selbstmord jeweils ganz.

Heutige Feministinnen abonnieren gern und etwas oberflächlich Sylvia Plaths gesellschaftliche Lage einer Frau, die bei der Kombination von Familie und Beruf kein Glück hatte, für ihre Art der Interpretation von Motiven zum Scheitern. Nur wäre durch keinerlei Gesetzgebung bei Sylvia Plath die Vehemenz gemindert worden, mit der sie einen Mann anbeten und Kinder bekommen wollte, gleichzeitig wild und naiv sich hinaufschreibend in einen Ruhm, der ihr zukam, als sie noch demütig-zweifelnd für jeden dummen kleinen BBC-Auftrag vor Dank in die Knie ging.

Also: Gerade als alles wieder mal sehr gut zu gehen schien im Schneewinter '63, als die amerikanische Familie an diese aufregende Tochter wirklich etwas sorgloser denken konnte — vielleicht bis zum nächsten Brief in zwei, drei Tagen —, da mußte doch nur ein Nachmittag etwas „düsterer“ sein als die vorigen: Die Beziehung zum Leben ging verloren.

Aber die hochgeschätzten kleinen Kinder müssen ganz in der Nähe gewesen sein! Ich habe diese Lektüre ungern, bedrückt, ratlos beendet, sie als etwas willkürlich Abgebrochenes empfunden, und ich war bestürzt über diese paar letzten Sätze aus einem scheinbar guten Lebenszusammenhang, fast töricht von mir, da ich doch wußte, daß mit keinem *happy ending* zu rechnen wäre. Die kleinen geliebten Kinder wirken durch diesen Schluß wie Spielzeug, dem das nur etwas größere Kind in einem sehr verlassen Moment überhaupt nichts mehr abgewann. Er wirkt, aus dem Aspekt dieses etwas größeren Kindes, so vorübergehend, dieser Moment! In dem nichts Verwandtschaftliches mehr zählte, nicht einmal für diese so familiensinnige Frau. Der Augenblick muß unvorstellbar dunkel und

fremd sein, schlafwandlerisch dem Ende zugewandt.

Wie bei allen Selbstzeugnissen von Schriftstellern denke ich, daß sie eigentlich nur die Eingeweihten, die Verehrer etwas angehen. Bei diesem Briefbuch aber hoffe ich darauf, daß es das Interesse für Sylvia Plath neu stimuliert, und mir selber wünsche ich, jemand würde ihre Kurzgeschichten gesammelt herausbringen.

FASHION NOTE



From front page of *Varsity*:
with love, from Betty Grable.

Bought your May Week outfit yet? Sylvia Plath, American Fulbright Scholar at Newnham, reviews May Week fashions on the centre page.

Photomodel! Sylvia Plath
Keep Smiling! Be Successful!

Sylvia Plath war nie seßhaft auf der Erde, vielleicht vor lauter Bemühung, sie schön genug für Seßhaftigkeit zu finden. Sie bestand auf Vollendetem, Definitivem, also auch Tödlichem: So könnte ich vor mich hin träumen, wenn mir das nicht zu sentimental-literarisch wäre und kein Trost. Wenn ich das mysteriöse Geschehen Selbstmord nicht doch vor allem medizinisch sähe und insofern eben von keinen feierlichen Metaphern sanft beleuchtet, schattig aufgeklärt.

Den Autobiographie-Schnüffeln unter den Lesern kann diese Lektüre, par-

allel zu Roman und Gedichten, nicht schaden, da sie erkennen müßten, daß sich das sogenannte Leben nie mit seiner Darstellung deckt.

Natürlich untersucht man auch die vielen Photographien mit dem Vorwissen des Unglücks in dieser kleinen, eng aneinandergeschmiedeten Familie und ist wiederum besonders von den Glücksmaßnahmen der konventionellen Posen, des Lächelns betroffen. Die Mutter sieht immer so tüchtig aus und nach „Christian Science Monitor“-Abonnement, wie sie es ist. Der verordnete Optimismus wirkt auch auf die Tochter dieser Bilder glättend.

Aber dem Gesichtsausdruck auf einem Photo aus Sylvia Plaths letztem Sommer fehlt dann plötzlich doch die Kraft zur Imitation. Eher unberaten, ungeschickt sitzt sie hinter ihren beiden winzigen Kindern, das zärtliche, liebevolle Gesicht so empfänglich, so abwartend. Und daß sich ihr Abwarten zwischen solchen Erdbewohnern wie zum Beispiel ihrem Ted und Literaturkritikern und schließlich ja auch der Mutter nicht mehr länger lohne, das muß sie wohl — wie von jeher sehnüchtig nach dem Absoluten — immer stärker empfunden haben.

FERNSEHEN

Guter Stehplatz

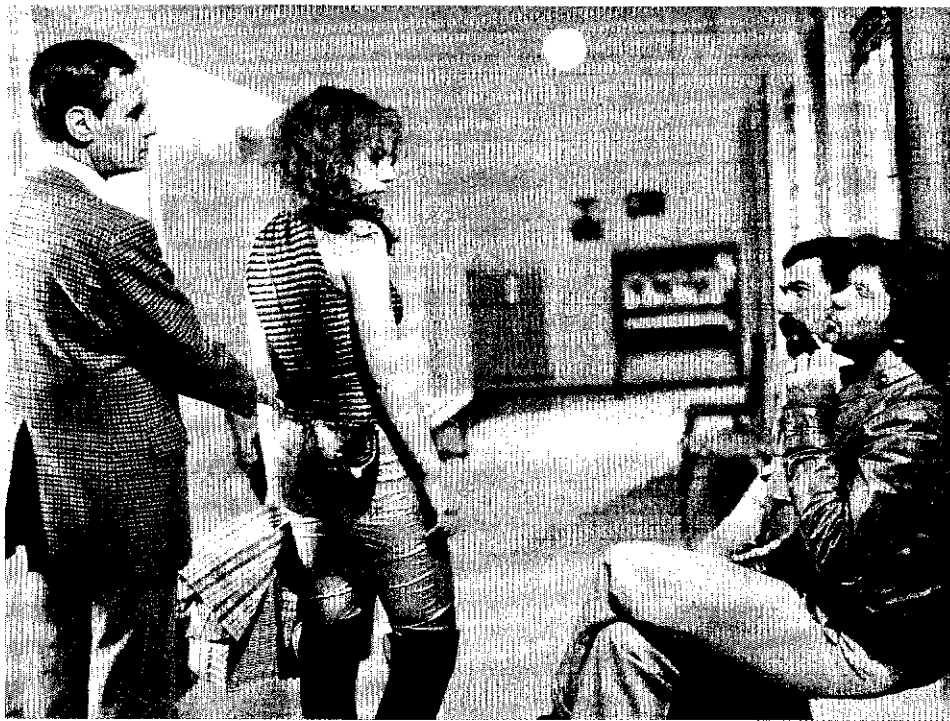
„Fallstudien“. TV-Film von Daniel Christoff (Buch) und Hartmut Griesmayr (Regie). ZDF; Montag, 19. 11., 21.20 Uhr.

Ina, die betuchte grüne Witwe, hat genug vom luxuriösen Familienmuff. Die Kinder sind ihr eine Last, vom Ehemann und Herrenreiter fühlt sie sich als „Zuchtstute“ mißbraucht.

Im Urlaub lernt sie einen flotten Berni lieben. Berni ist zärtlich, aber Zuhälter von Beruf. Ina sieht darin nichts Böses. Zu Hause packt sie erwartungsvoll die Koffer und enteilt in eine bessere Welt, ins Bordell. Dort gurrst sie rasch sehr routiniert („Magst du gern französisch?“) und ist mit ihrem Lodel ziemlich glücklich.

Ina gehört nun zu einer jener „Randgruppen“, die den Fernsehautor Daniel Christoff, 53, schon jahrelang beschäftigen. Er wird in den TV-Anstalten hoch geschätzt, realistische Zeitstücke wie das Trinkerdrama „Rückfälle“ haben ihm weithin Respekt verschafft.

Christoff sieht sich als Ideologie-Kritiker, als Anwalt für Minderheiten, der „neuralgische Punkte“ der Gesellschaft „sichtbar machen“ will. Aufklärung also ist sein Metier, und mit so gutem Vorsatz hat er jetzt dem ZDF ein Fernsehspiel mit dem doppelsinnigen Titel „Fallstudien“ geschrieben: Zweieinviertel Stunden widmet sich Mainz der



ZDF-Film „Fallstudien“: „Hoppe-Hoppe-Reiter“ mit Onkel Rudi

gewerbsmäßigen Unzucht, dem Treiben der Prostituierten Ina, Anita und Monika, Susanne, Lilo und Astrid.

Niemand soll nun einen „Porno- oder Schlüssellochfilm“ erwarten. Das ZDF, so versichert die zuständige Redaktion, wolle vor allem „erschüttern“, „menschliches Verständnis wecken“ und nachweisen, daß auch Prostituierte „wie normale Menschen empfinden“. Ein begrüßenswertes Programmziel, denn der normale ZDF-Zuschauer meidet die Dirne und lebt folglich in totaler Unkenntnis ihrer Gefühlswelt.

Beabsichtigt ist ferner, Eltern geschlechtsreifer Backfische darüber zu informieren, „wie früh heute die Hinwendung zum Geschlechtlichen vor sich geht“. Diese sexualkundliche Nachricht nämlich hat soeben den menschenfernen Mainzer Lerchenberg erreicht und das erregte Anstaltspersonal zur sofortigen Herstellung der „Fallstudien“ angefeuert:

Monika, zum Beispiel, ist erst 15, will aber schon alles über Sex wissen. Das spießig-autoritäre Kleinbürgerheim ist ihr zuwider, sie reißt aus. In einer Kneipe trifft sie den öligen, brutalen Zuhälter Alex, der sie mit lila Reizwäsche ausrüstet, von gewalttätigen Kumpanen „zureiten“ läßt und auf den Strich schickt. Alex verschafft ihr einen „guten Stehplatz“, doch neidische Kolleginnen verpetzen die „Kinderitze“ bei der Sitte; Monika wird heimgebracht.

Kurz darauf türmt sie erneut. Die Alt-Prostituierte Anita gabelt sie auf. Anita schafft sie fort von den ordinären „Syph-Mösen“, macht sie zum Callgirl und lehrt sie den Umgang mit

zahlungskräftigen Freiern: „Jedem sagen, daß er den Größten hat.“ Aber der Edelpuff fliegt schnell wieder auf: Das Ekel Alex holt Monika zurück, Anita wird auf einem Güterbahnhof mehrfach vergewaltigt.

Solche Trauerfälle hat das Fernsehen nicht erfunden. Christoff und sein Team haben ausgiebig recherchiert, Dirnen vor Ort befragt, Leidenswege protokolliert. „Wir sind“, sagt ZDF-Redakteur Peter Göbbels, „ziemlich tief in die Materie eingedrungen“; ein „Szenenkenner“ hat das Drehbuch gut-

geheißen: „Das ist sehr gut und sehr wahr.“

Wirklich? Sie mögen ja alle irgendwo leben: die grausamen Zuhälter, die Feudalnutte Lilo, die als Kind vom Onkel Rudi zum „Hoppe-Hoppe-Reiter“-Spiel verführt wurde und offenbar deshalb auf den Autostrich geht. Und sicher ist auch die Studentin Astrid, die für einen schicken Fummel gern mal „ne Nummer macht“, mitten aus dem Leben gegriffen.

Aber Christoffs Realismus ist, bei aller Detailgenauigkeit, blind gegenüber der Realität, seine Fallstudie nichts als eine oberflächliche, klischeeträchtige Kiez-Revue, in der die Protagonisten knackiges Papierdeutsch reden, einstudierten Puffjargon.

Interesse oder gar Mitgefühl werden diese synthetischen Jammergestalten beim TV-Publikum kaum wecken.

Peter Stolle

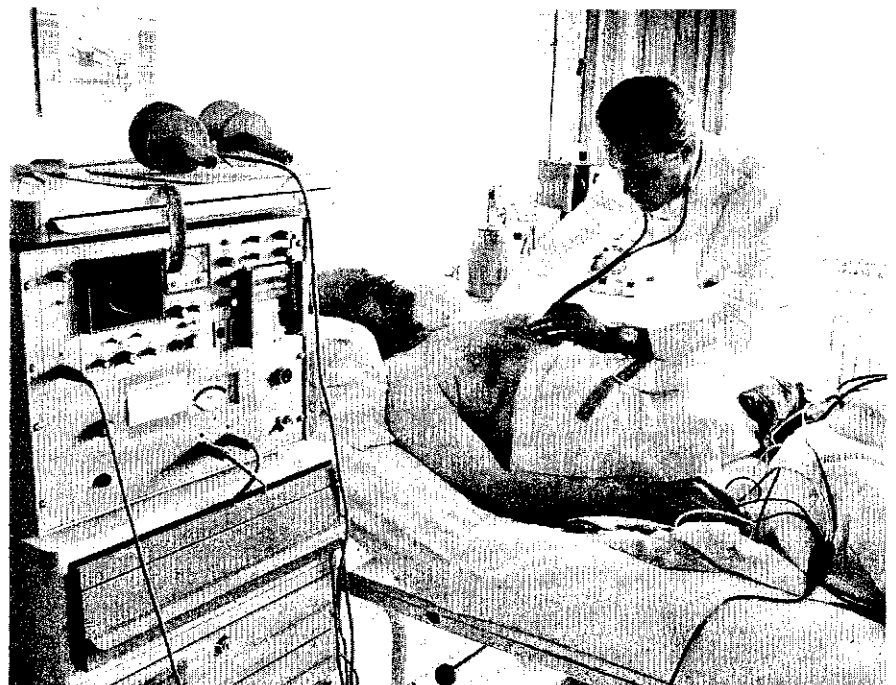
MEDIZIN

Neuer Ruhm

Kann Aspirin vor Herzinfarkt und Schlaganfall schützen? Die neue Anwendung des Schmerzmittels ist in amerikanischen Langzeitstudien geprüft worden.

Mit der Rinde des Weidenbaums, so riet der griechische Arzt Hippokrates seinen Patientinnen, könnten sie Geburtsweh lindern und das Fieber nach der Entbindung senken. Im alten Rom kaute Plinius der Ältere Pappelrinde gegen seine Ischias-Schmerzen.

Den Wirkstoff der beiden altertümlichen Arzneien, Acetylsalicyl-Säure,



Infarkt-Patient auf Intensiv-Station: Vorbeugung durch eine halbe Aspirin täglich?